

Ausgespannt zwischen Gegensätzen

Zur Geisteshaltung und Spiritualität Blaise Pascals

Karl-Dieter Ulke

Wenn es einen Grundzug im Leben und Denken des Blaise Pascal gibt, so ist es das Ausgespanntsein zwischen Gegensätzen. Er entdeckt diesen Grundzug zuerst bei seinen mathematischen und physikalischen Untersuchungen, bald aber auch bei sich selbst, in seinem eigenen Leben, dann beim Erforschen dessen, was den Menschen zum Menschen macht, und schließlich im Glauben an die Menschwerdung Gottes. Eine solche Aufreihung meint allerdings kein chronologisch-phasenhaftes Nacheinander von völlig Verschiedenem, sondern ein oft explosionsartiges, fast gleichzeitiges Zutagetreten von Wirklichkeitsdimensionen, die einander entsprechen und die daher auch mit denselben Schlüsselworten zur Sprache gebracht werden. Für Pascal ist die gesamte Wirklichkeit stufenartig geordnet, wobei die jeweiligen Stufungen mit ihren spezifischen Gegensatzpaaren so miteinander zusammenhängen, daß sie voneinander abhängig sind: »... die Teile der Welt sind alle derart aufeinander bezogen und miteinander verkettet, daß ich es für unmöglich halte, einen Teil ohne den anderen, ja ohne das Ganze zu erkennen.«¹ Es wird sich zeigen, wie die Verkettung der Teile mit der Gegensatzstruktur des Ganzen zusammenzudenken ist, und warum dieses Deutungsprinzip Pascal die Plausibilitätsstrukturen christlichen Glaubens erschließt. Meine Darstellung macht den Versuch, das zunächst biographisch und gerafft, dann anthropologisch und breiter, schließlich eher dialektisch strukturiert und wiederum gerafft zu unreißen. Die Proportionen der drei Teile entsprechen also denen eines Flügelaltars, und auch hier ist das meiste menschlich-allzumenschliche Personal im zentralen Hauptblatt versammelt.

I

Blaise Pascal (1623–1662) ist ein genialer Mathematiker und Naturwissenschaftler, der als Zwölfjähriger selbständig die Lehrsätze des Euklid entwickelt, mit 16 Jahren eine aufsehenerregende Abhandlung über die Kegelschnitte verfaßt und mit Achtzehn für seinen Vater, damals Präsident des Obersteueramtes in Clermont, eine Rechenmaschine erfindet; jetzt versteht man, warum eine ziemlich bekannte, verhältnismäßig leicht erlernbare Programmiersprache seinen Namen trägt. Pascal ist aber auch als Philosoph und Theologe ein führender Kopf, der ebenso zielstrebig wie

¹ B. Pascal. Eine Auswahl aus seinen Schriften von W. Warnach. Düsseldorf 1947, künftig als *Pensées* zitiert. Die Zahlen folgen der Zählung dieser überzeugend aufgebauten und übersetzten Ausgabe, die am Ende ihre laufenden Nummern denen von L. Brunschvicg gegenüberstellt.

rhetorisch gewandt an den Auseinandersetzungen seiner Zeit teilnimmt und in seinen letzten Lebensjahren eine Verteidigung des Christentums entwirft; dieses Werk bleibt unvollendet, und die hinterlassenen Fragmente erhalten später, nach seinem Tod, den Titel *Pensées*. Er ist darüber hinaus als Verfasser dieser *Pensées* ein brillanter Stilist, der nach dem Zeugnis seiner älteren Schwester und ersten Biographin Gilberte alles so ausdrücken kann, wie er will; ihn habe, schreibt sie weiter, nie etwas anderes als die Erkenntnis der Wahrheit befriedigt. Die Dreifachbegabung dieses Mannes liegt überwältigend klar zutage. Was einen dennoch verwirren könnte, ist er selbst mit seinen gegensätzlichen Eigenschaften und Verhaltensweisen. Spielerisches Entzücken am Durchprobieren von Zahlenverhältnissen und am Durchdenken von Einfällen schlägt um in schauderndes Entsetzen vor der unendlichen Größe des Kosmos im Vergleich zur Kleinheit des Menschengestes, dieses Entsetzen wiederum schlägt um in ergriffenes Staunen vor der Würde des Menschen:

Der Mensch ist nur ein Schilfrohr, das schwächste im Bereich der Natur, doch ein denkendes Schilfrohr (...) All unsere Würde besteht also im Denken (...) Um das rechte Denken bemüht sein, das ist der Kern der Moral.²

Doch Pascal überschätzt das Denken nicht, und er wehrt sich gegen die Trennung von Vernunft und Liebe. Weil er die Vernunft nicht aus der Liebe verbannen will, sieht er den Menschen nicht als eine Art Denkautomaten wie sein älterer Zeitgenosse René Descartes, den er mit 24 einmal besucht hat, sondern viel reicher und darum auch viel gefährdeter: »Alle Leiber zusammen und alle Geister mit all ihren Hervorbringungen wiegen nicht die leiseste Regung der Liebe auf. Sie gehört einer anderen, unendlich erhabeneren Ordnung an.«³ Pascal liebt unbedingt und ungeschützt. Darum leidet er viel und stirbt früh. Weder willens noch fähig, trügerischen Illusionen nachzugeben und tröstende Kompromisse einzugehen, überfordert er seine Kraft, untergräbt er seine Gesundheit. Mit der unbelehrbaren Leidenschaft des Liebhabers liebt er alles, was lebt, vom winzigen Sandkorn bis zum allmächtigen Gott, und alles so, wie er meint, daß es ursprünglich gemeint ist – ohne Abstriche zu machen, ohne im geringsten klein beizugeben. Solche Kompromißlosigkeit macht verletzlich und verletzend. Den Ärzten traut er übrigens nie, bis auf ein Mal. Er ist 31, als sein Arzt ihm rät, die Studierstube zu verlassen. So lebt er eine Zeitlang in der »großen Welt«, die eine skeptische Geisteshaltung kultiviert und mit dem Unglauben kokettiert. Er durchtänzelt die Salons der feinen Gesellschaft mit den Manieren eines Höflings »so selbstverständlich, als hätte er ein Leben lang diese Luft geatmet«, berichtet seine Schwester Gilberte.

Diese kurze Phase endet abrupt und bewirkt eine ebenso vollständige wie bleibende Änderung seines Lebensstils. In den Nachtstunden des 23. November 1654 erfährt er die Gegenwart Gottes mit solcher Eindringlichkeit, daß ihm die Sprache nur fragmentarisch als Stammeln über die Lippen kommt:

² *Pensées*, 121.

³ *Pensées*, 368.

»Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs!« Nicht der Philosophen und der Gelehrten. Gewißheit. Gefühl. Freude. Friede. Gott Jesu Christi.⁴

Er notiert seine Lossage vom Gott der Abstraktionen auf einen Zettel, den er immer bei sich trägt und den man nach seinem Tod im Futter seines Rockes eingnäht findet. Auf demselben Zettel, dem sogenannten *Mémorial*, diesem Zeugnis der anbrechenden *Geschichte* Gottes mit einem Menschen, schreibt er aber auch »O daß ich nicht ewig von ihm getrennt sein möge«. Und das letzte Wort des Sterbenden wird sein »Möge Gott mich nie verlassen«. Es wird berichtet, daß Pascal kurz vor seinem frühen Tod – er stirbt mit 39 Jahren – flehentlich danach verlangt, zu den unheilbar Kranken gebracht zu werden, um »in Gesellschaft der Armen« sein Leben zu beenden.⁵ Man hat ihm diesen Wunsch versagt, und er hat sehr darunter gelitten. Derselbe Mensch aber konnte – in seinen früheren Jahren – selbstherrlich sein, anmaßend, aggressiv und seine Gegner mit gnadenloser Sprachgewalt zur Strecke bringen. Solche Ungeduld gegen alles Unfertige im Denken und Tun richtet er freilich zuerst gegen sich selbst, ähnlich wie 300 Jahre später die französische Philosophin Simone Weil, die ganz im Geiste Pascals notiert:

... sobald man einen Gedanken gefaßt hat, nachforschen, in welcher Hinsicht das Gegenteil wahr ist (...) Jedes Gute ist einem Bösen verhaftet; begehrt man also das Gute und will man das entsprechende Böse nicht um sich verbreiten, so ist man, da dieses Böse sich nicht vermeiden läßt, gehalten, es auf sich selbst zu versammeln.⁶

II

Weil es nach Pascal den Menschen ausmacht, zwischen äußersten Gegensätzen ausgespannt zu sein, schreibt er beispielsweise:

Wenn man zu jung ist, urteilt man nicht richtig; ist man zu alt, desgleichen. Wenn man nicht genug an eine Sache denkt, wenn man zu viel an sie denkt, versteift man sich darauf und vernarrt sich in sie (...). So verhält es sich mit Gemälden, wenn man sie aus zu großer Entfernung oder zu sehr aus der Nähe betrachtet. Nur ein unendlich kleiner Punkt ist die Stelle, die anderen sind zu nahe, zu weit, zu hoch, zu niedrig. In der Malerei gibt ihn die Perspektive an. Aber in der Wahrheitslehre und Moral – wer will ihn da angeben?⁷

Auf einem seiner vielen ungeordneten Zettel – die *Pensées* sind ja eine riesige Zettelsammlung, ein Gebirge behauener Bausteine – schreibt er, es sei mit der Wahrheitssuche wie mit dem Lesen: wenn man zu schnell oder zu langsam liest, versteht man nichts. Er selbst hat über acht Jahre, augustisch gesagt, im »Buche der Natur« gelesen, das heißt auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften – vor allem der Mathematik und der Physik – experimentiert und geforscht:

⁴ *Pensées*, 15.

⁵ Vgl. dazu: H. R. Schlette: Blaise Pascal 1623 -1662. In: H. J. Schultz (Hg.), *Letzte Tage. Sterbegeschichten aus zwei Jahrtausenden*. Stuttgart 1983, 137 -147.

⁶ S. Weil, *Schwerkraft und Gnade*. München 1952, 194 (3. Aufl. 1981, 144).

⁷ *Pensées*, 137.

Ich habe lange Zeit auf das Studium der abstrakten Wissenschaften verwendet; aber da der Kreis der Menschen, mit denen man darüber sprechen kann, nur klein ist, wurde es mir verleidet (...). So glaube ich, wenigstens beim Studium des Menschen viele Gefährten zu finden; dies sei das wahre, dem Menschen gemäße Studium. Ich habe mich getäuscht. Zum Studium des Menschen finden sich noch weniger als zum Studium der Geometrie. Nur, weil man zum Studium des Menschen nicht imstande ist, erforscht man alles andere.⁸

Das Studium des Menschen richtet sich auf konkrete Lebewesen. Während die Naturwissenschaften Teilaspekte erfassen, die sie von ihrem Gegenstand »abziehen« (»abstrakt« heißt wörtlich »abgezogen«) und Theorien bildend kategorisieren, zielt das Nachdenken über das, was Menschen zu Menschen macht, auf »unabgezogene« Wirklichkeiten. Davon müssen also die mathematischen und physikalischen Erkenntnisse als partikuläre Wahrheiten zurücktreten. Doch sie werden nun nicht etwa verächtlich gemacht, denn *ihre* Ordnung korrespondiert mit der – *anderen* – Ordnung des konkreten Menschenlebens. Insofern sind beim Studium des Menschen die Grenzen von Mathematik und Physik zwar überschritten, aber nicht nur bleiben ihre Ergebnisse bestehen, sondern ihre Gesetzmäßigkeiten haben in der »Natur des Menschen« gewisse Parallelen, Analogien, Entsprechungen mit wechselseitigen Verweisungsmomenten. Durch das Erkunden solcher Entsprechungen zwischen den verschiedenen Seinsbereichen oder Ordnungen zielt Pascal auf das Denken der gesamten Wirklichkeit. Er geht aufs Ganze, und man muß zugeben, daß ein größeres Denkprojekt undenkbar ist.

Doch seine Hinwendung zum Studium des Menschen auf der Suche nach Nähe zu diesen Menschen wird, wie er sagt, enttäuscht. Die er gewinnen will, wenden sich dem zu, was er verläßt. Sie können ihr Spiegelbild nicht ertragen oder, wie er anderswo schreibt: wir eilen sorglos in den Abgrund, nachdem wir etwas vor uns aufgebaut haben, das uns hindert, ihn zu sehen. Dieser Diagnose folgt die Warnung:

Es ist gefährlich, dem Menschen allzu deutlich zu zeigen, wie sehr er dem Tiere gleicht, ohne ihm seine Größe zu zeigen. Aber auch das ist gefährlich, ihm seine Größe zu zeigen, ohne ihm seine Niedrigkeit zu zeigen. Weit gefährlicher aber ist es, ihn in der Unkenntnis über das eine und das andere zu lassen. Ihm beides zu zeigen, ist dagegen von großem Gewinn. – Der Mensch soll nicht meinen, er sei dem Tiere gleich oder den Engeln, ebenso darf er weder über das eine noch über das andere in Unkenntnis bleiben, sondern muß beides wissen.⁹

Dieser Warnung aber folgt ein schmerzhafter Denkwort, der zugleich an die Erfahrung appelliert: »Der Mensch ist nicht Engel, nicht Tier. Das Unglück will, daß, wer den Engel spielt, zum Tier wird«. Nach Pascal ist keine Behauptung wahr ohne die entgegengesetzte Behauptung – und keine Handlung gut ohne die entgegengesetzte Handlung; einmal geht er so weit, zu behaupten, der Atheismus habe in gewisser Weise recht, was aber nichts anderes besagt als »Es ist unbegreiflich, daß Gott ist, wie es unbegreiflich ist, daß er nicht ist (...)«. ¹⁰ Eines muß das andere umgreifen, das

⁸ *Pensées*, 1.

⁹ *Pensées*, 2.

¹⁰ *Pensées*, 3 bzw. 251.

eine Extrem das andere, auch wenn das nicht zu begreifen ist. Übrigens haben die vielen Pascal-Zitate (alle Pascal-Interpreten zitieren unablässig) neben der Belegfunktion (und damit das Interpretieren nicht vollständig zum Manipulieren verkommt) ihren Grund in der Tatsache, daß dieser Schriftsteller¹¹ wesentlich besser schreibt – fast hätte ich gesagt: in einer anderen »Ordnung« – als jeder Interpret: man muß *ihn* zitieren; gleiches gilt von Autoren wie der bereits genannten Simone Weil und John Henry Newman, der trotz aller gewaltigen Unterschiede Pascal in vielem geistesverwandt und spirituell benachbart ist.¹²

»Was unbegreiflich ist, ist darum nicht weniger wirklich«¹³ – noch so ein herrlich einfacher und klarer Satz, großartig in seiner Wucht; doch wir denken genau umgekehrt, und die gebildeten Zeitgenossen Pascals dachten in diesem Punkt auch schon so ähnlich wie wir: nur was begreiflich ist, ist wirklich. Das ist aber falsch oder zumindest äußerst kurzsichtig und einseitig, sagt Pascal, denn das mathematisch-naturwissenschaftliche Denken ist nur *eine* Form des Denkens. Er nennt es »esprit de finesse«, was gern mit »Feingeist« übersetzt wird und wohl auch nicht besser zu übersetzen ist, obwohl es die gemeinte Geisteshaltung mehr streift als trifft. Pascal schreibt über den Unterschied zwischen Mathematiker- und Feingeist:

Beim ersten sind die Prinzipien faßbar, aber vom gewöhnlichen Gebrauch weit entfernt; daher kostet es Mühe, den Blick dahin zu wenden, weil es ungewohnt ist (...) Doch beim Feingeist sind die Prinzipien im allgemeinen Gebrauch und vor aller Augen. Man braucht nur den Blick dahin zu wenden und sich keineswegs Gewalt anzutun. Die Frage ist nur, ob man ein gutes Auge hat, und das muß man haben. Denn die Prinzipien sind so fein und zahlreich, daß es fast unmöglich ist, daß sie uns nicht entgleiten. Nun führt aber das Weglassen eines Prinzips zum Irrtum. So muß man ein scharfes Auge haben, um alle Prinzipien zu sehen (...) Man sieht sie kaum, man fühlt sie vielmehr, als daß man sie sieht; und es kostet unendliche Mühe, sie anderen fühlbar zu machen, die sie aus sich heraus nicht fühlen.¹⁴

Gemeint ist ein Blick fürs Konkrete, das heißt fürs Gewachsene und mit allen Lebensfasern Zusammengewachsene. Gemeint ist ein Sehvermögen, das mit einem Blick das Ganze erfaßt, wobei aber nicht nur die Augen zu tun bekommen, sondern alle anderen Sinne auch *und* der Verstand *und* der Wille *und* das Gefühl. Gemeint ist eine Art von Sensibilität, die alle ihre Fühler ausstreckt, um ans Lebendige zu rühren; eine Art von Spürsinn, den man vielleicht als umfassendes Wahrnehmungsvermögen bezeichnen kann oder noch besser als eine Aufmerksamkeit, der nichts entgeht. So ein gebündeltes Aufnahmevermögen (»nous« bei den frühen Griechen, »at-

¹¹ Vgl. Ph. Sellier, Theologie und Schreiben: Die »Pensées« von Pascal. In: Concilium 12 (1976), 312–325.

¹² Das zeigt sich mir jetzt erst beim unvermuteten Rückblick auf eine frühere Arbeit: K.-D. Ulke, Der Mensch unter dem Gericht der Wirklichkeit. Der Habitus als anthropologische Schlüsselkategorie im Denken von John Henry Newman. In: H. Fries u. W. Becker (Hg.), Newman-Studien VIII. Nürnberg 1970, 13–122.

¹³ *Pensées*, 297.

¹⁴ *Pensées*, 140.

tente« bei Simone Weil¹⁵) muß man haben, meint Pascal, weil einem sonst über einem Teil das Gegen-Teil, über einem Satz der Gegen-Satz entgeht, ohne den das Ganze eines Sachverhalts oder einer Verhaltensregung eben nicht faßbar ist.

Fast alle Menschen aber suchen nicht das Ganze mit seiner Gegensatzstruktur, sondern leicht zugängliche Segmente, die im Vorbeigehen gestreift und wieder verlassen werden können. Statt die Wahrheit finden zu wollen, spielt man mit ihr wie mit einem Ball auf dem Rasen. Für die Wirklichkeit selbst interessiert sich kaum einer, für das Interesse daran hingegen so gut wie jeder: »Wir suchen niemals die Dinge selbst, sondern die Suche nach den Dingen«. ¹⁶ Wir träumen viel im Schlaf und wissen nicht, ob das Leben im Wachzustand vielleicht nur von größerer Beständigkeit ist. Pascal benutzt den in der damaligen Literatur beliebten Topos vom Leben als Traum (der sich übrigens auch in Descartes' Methodenschrift findet), um den vernachlässigten Realitätssinn seiner Zeitgenossen anzuprangern. Es gelingt uns nicht – und Pascals »uns« oder »wir« will weniger bescheiden als solidarisch gelesen werden – es gelingt uns nicht, zwischen Tatsachen und Illusionen zu unterscheiden. Dafür ist unsere Vernunft zu schwach:

Der größte Philosoph der Welt mag sich auf einem Brett befinden, das breiter ist als nötig, – ist unter ihm ein Abgrund, so mag ihm die Vernunft noch so oft einreden, er sei in Sicherheit, – die Einbildung siegt.¹⁷

Diese kleine Szene formuliert keine schadenfrohe Philosophenschelte, sondern will heiter sein und machen (selten bei Pascal, häufig bei Montaigne), darin ähnlich einer anderen Mini-Konstellation, die das helle Entzücken Lichtenbergs hervorgerufen hätte: »Eine Fliege summt ihm um die Ohren; das reicht, um ihn jedes vernünftigen Entschlusses unfähig zu machen.«¹⁸ Und zu diesen winzigen narrativen Passagen, die sich an die lebhafteste Phantasie und nicht an die schwach entwickelte Vernunft wenden, paßt die trennscharfe Begrifflichkeit des folgenden Gedankens, der wiederum paradox gehalten ist, weil er seinen eigenen Gegensatz enthält wie ein dunkel leuchtender Edelstein:

Der Philosophie spotten heißt wahrhaft philosophieren.¹⁹

Sein und Schein liegen im Streit, aber der Schein siegt: »Wieviele gerechter erscheint einem Advokaten die Sache, die er verteidigt, wenn er im voraus gut bezahlt wurde?« Wahrheit reduziert sich, sehr modern, auf wechselnde Perspektiven und ist manchmal handfest geographisch bedingt: »Was diesseits der Pyrenäen Wahrheit ist, ist jenseits Irrtum«. Die Sinne liegen im Kampf mit der Vernunft, und die Eitelkeit ist so tief in den Herzen der Menschen verwurzelt (verwurzelt? »Ich befürchte sehr, daß die Natur

¹⁵ K.-D. Ulke, System und Befreiung bei Simone Weil. Beobachtungen an einigen Texten. In: Zeitgeschichte, Wien 7 (1980), 193–208, bes. 201.

¹⁶ *Pensées*, 51.

¹⁷ *Pensées*, 74.

¹⁸ *Pensées*, 133.

¹⁹ *Pensées*, 169.

ihrerseits nur eine erste Gewohnheit ist, wie die Gewohnheit eine zweite Natur«), so unausrottbar ihrer Seele eingewachsen, daß sie die Wahrheit hassen und darum voreinander verbergen.²⁰ Die Menschen kennen ihre »Größe« nicht, weil sie die Konfrontation mit ihrer Kleinheit fürchten und ihr »Elend« überspielen. Sie fliehen die Ruhe und stürzen sich ununterbrochen in Aktivitäten, um ihrem wahren Selbst auszuweichen. Diese Unruhe ist der hervorstechende Zug in allen menschlichen Lebensäußerungen. Unsereins schwankt zwischen Leichtgläubigkeit und Ungläubigkeit, zwischen Zaghaftigkeit und Verwegenheit, zwischen Vernunft und Leidenschaft, zwischen Verstand und Herz, zwischen Zuständen der Ruhe, die nie lange anhalten, und dem Getümmel der Zerstreuungen.²¹ In diesem unablässigen Auf und Ab – reflektiert wiederkehrend im Für und Wider der Meinungen – schmälert man die Wahrheit unter wechselnden Perspektiven. Das dauernde Wechseln und Schwanken als gleichbleibend wahrnehmbares Erkennungszeichen aller menschlichen Regungen, rasch vorübergehende Beständigkeiten eingeschlossen, hat Pascal wahrscheinlich, vor eigenen Beobachtungen, übernommen von Montaigne, dem (anfänglich auf väterliches Geheiß) immer wieder gelesenen und an anderen Stellen streng kritisierten Schöpfer der *Essais*. Die seinsmäßige Zusammengehörigkeit der Gegensätze, denen existierend zu entsprechen der Mensch außerstande ist, spiegelt sich in seiner Unfähigkeit, »an zwei Dinge zugleich zu denken«, und dieses gedankliche Spiegelbild der zerrissenen Realität provoziert jenes wahre Ganze, das »im Sinne Gottes« wäre.²²

III

Pascal ist zutiefst davon überzeugt, daß bei dem Versuch, die Kennzeichen menschlichen Lebens zu erfassen, jede undialektische Annäherung in die Irre führt. Menschen sind konkrete, wirkliche Lebewesen, keine Abstraktionen, die nur einseitige Züge jener Realität wiedergeben, von der sie »abgezogen« sind. Was Menschen zu Menschen macht, ist immer zweidimensional, paradox, von Gegensätzen durchzogen und zerrissen, – auch als Summe nie eine Einheit, sondern eine Nicht-Einheit, die nur *in* ihrer Gegenstrebigkeit dem Geiste zugänglich ist, das heißt im dialektischen Hin und Her zwischen den Extremen. Die gesuchte Totalität ist weder lebbar noch denkbar, und die äußersten Enden lassen sich nur nacheinander berühren, nie miteins im selben Augenblick. Jede menschliche Regung ist doppelt, keine hat nur *eine* Seite, nur *ein* äußeres und nur *ein* inneres Gesicht. Überall trifft man auf ungeordnete Verhältnisse, und wer sie zu Papier bringt, muß es ebenso ungeordnet tun, um seinen Gegenstand nicht

²⁰ *Pensées*, 112; 74; 80; 83 und 84.

²¹ *Pensées*, 34 und 37; 230 und 232; 48.

²² Näheres zu dieser Beobachtung und Einsicht Montaignes wäre neuerdings zu finden bei: K.-D. Ulke, An den Rand geschrieben. Montaigne als Marginalist. In: K.-P. Pfeiffer (Hg.), Vom Rande her? Zur Idee des Marginalismus. Festschrift für Heinz Robert Schlette zum 65. Geburtstag. Würzburg 1996, 31–38; *Pensées*, 30.

zu verfälschen und seine Leser nicht zu verlieren. Darum hat Pascal sicher keine systematische Abhandlung geplant, ja es ist durchaus möglich, daß er die Fragmente, mit denen wir es zu tun haben, zwar nicht willkürlich durcheinander vorlegen wollte, aber in einer sehr überlegt arrangierten Unordnung. Was in der Realität Stückwerk ist, soll auch sprachlich als Stückwerk erscheinen.²³ Wenn eine prominente Pascal-Interpretation behauptet, »daß die einzige dem Inhalt der *Pensées* entsprechende adäquate Form das Fragment ist«²⁴, so ist ihr rückhaltlos beizupflichten, wenn auch mit dem Zusatz, daß die einzigartige Größe des Menschen der *Bejahung* seiner Bruchstückhaftigkeit entspringt.²⁵ Aber sogar diese »Bejahung« bietet keinen Halt, sondern schlägt sogleich (nicht zugleich) in »Verneinung« um, gerät damit in dialektisches Fahrwasser und treibt einem Strudel zu, der sie verschlingen will. Pascal sieht die radikale Bedrohtheit der menschlichen Daseinsweise in ihrer zwieschlächtigen Bodenlosigkeit.

Die »Doppelnatur« des Menschen, groß *und* elend zu sein, sich zu erheben *und* zu fallen, könnte einen vermuten lassen, man hätte es mit *zwei* Seelen zu tun, so grundverschieden sind diese gegenstrebigenden Tendenzen. Unsere widerstrebenden Neigungen lassen uns manchmal über das gleiche lachen *und* weinen. Unser Platz ist zwischen zwei Abgründen, dem Unendlichen und dem Nichts; der Mensch ist »ein Nichts gegenüber dem Unendlichen, ein All gegenüber dem Nichts, eine Mitte zwischen Nichts und All«, und er kann weder das eine noch das andere erkennen. Die ins Extrem getriebenen Gegensätze finden zwar zusammen, aber nur in Gott, weshalb die menschliche Vernunft nirgends Ruhe und Halt findet. Zusammengesetzt aus zwei entgegengesetzten Naturen, dem Leib und der Seele, ist der Mensch der wunderbarste Gegenstand der Natur; er weiß nicht, was Geist ist, was Leib ist und wie sie vereint sind. Die Geometrie lehrt uns durch ihre Entsprechungen zur menschlichen Daseinsweise verstehen, wie wir »zwischen eine Unendlichkeit und ein Nichts des Raumes, eine Unendlichkeit und ein Nichts der Zahl, eine Unendlichkeit und ein Nichts der Bewegung, eine Unendlichkeit und ein Nichts der Zeit« gestellt sind, so daß wir den Bereich des Menschlichen verlassen, wenn wir die Mitte zwischen den äußersten Gegensätzen verlassen. Wir halten uns aufrecht durch das Gegengewicht zweier entgegengesetzter Laster wie »zwischen zwei widereinander fahrenden Winden«.²⁶

²³ Man kann sich der »geordneten Unordnung«, die Pascal für seine *Apologie des Christentums* vorgeschwebt haben dürfte, über einen Vorfall annähern, von dem ich nicht mehr weiß, ob er eine Anekdote ist: Die amerikanische Autorin eines Fremdwörterbuches notiert die aufgenommenen Fremdwörter zunächst in der *falschen* Schreibweise, die durchschnittlich am häufigsten vorkommt, damit der nachschlagende Durchschnittsleser *findet*, was er sucht.

²⁴ L. Goldmann, *Der verborgene Gott. Studie über die tragische Weltanschauung in den Pensées Pascals und im Theater Racines*. Neuwied 1973, 303.

²⁵ Vgl. im Zusammenhang: K.-D. Ulke, *Das Fragment. Meditationen über Mensch und Sprache*. Wien 1997.

²⁶ BP, 154. Ähnlich bei B. Brecht: »Laster sind was, weiß man, was man will. / Sucht euch zwei aus: eines ist zuviel!« (Der Choral vom Manne Baal. In: B. Brecht, *Gesammelte Werke*. Frankfurt/M. 1967. Bd. 8, 249); *Pensées*, 156.

So sieht sich dieses seltsame Zwischenwesen in allem, was es tut und unterläßt, ersehnt und betrauert, umstellt von Gegensätzen, es erfährt und erkennt sich in einer äußerst labilen und unmöglich zu ertragenden Lage. Ändert der Mensch die eine Seite des Gleichgewichts – Pascal beschwört die Vorstellung von zwei Waagschalen an einer Achse –, so ändert sich zwangsläufig auch die andere. Unser unentrinnbares Los ist die schwankende Mitte, das ungesichert-ungewisse Schweben. Der Mensch erweist sich beim Studium des Menschen als ein Ungeheuer, als ein monströses Zusammengewachsensein heterogener Elemente, begrifflich gesagt: als ein sich selbst Entgegengesetztes, das es selbst und *nicht* es selbst ist. Was wir von uns zu sehen bekommen, ist etwas, das sich sogleich wieder dem Blick entzieht, denn das Ganze bleibt unfaßbar. Sobald dieses Ganze eines bestimmten Menschenlebens sich regt und in Bewegung zeigt, sind immer nur Momente des Vorgangs nacheinander zu sehen. Wir haben also von einem einzelnen Moment des Bewegungsvorgangs *eine* Vorstellung. Weil nun die Bewegung weitergeht, haben wir unmittelbar darauf von demselben Vorgang eine *andere* Vorstellung. Klafft dazwischen, unvorstellbar kurz, genau jene Lücke, die man als Nichts bezeichnet? Zerrißt also das Nichts jeweils zwei aufeinanderfolgende Momente eines Vorgangs, in dem es alles Zeithafte verschlingt, was dazwischen sein könnte? Dann wäre aber das Nichts der »Abgrund« zwischen einem Etwas »hüben« und dem entgegengesetzten Etwas »drüben«. Oder kommt das Nichts dadurch in den Vorgang hinein, daß das eine Moment durch das andere vernichtet wird? Dieser Gedanke wäre dialektischer und darum Pascal näher.

Jedenfalls sind weder das spatiierende Nichts noch die prozessual ernötigte Vernichtung durch eine Einheit und Vereinigung des Einen mit seinem Anderen aus der Welt zu schaffen – es sei denn, eine Wirklichkeit käme in die Welt, die seinsmäßig alle Gegensätze in sich enthielte. Diese Wirklichkeit, so Pascals letzter entscheidender Schritt, ist Gott in seinem menschgewordenen Sohn Jesus Christus, der durch die Vereinigung von göttlicher und menschlicher Natur die Mitte von allem wird und das Ziel, dem alles zustrebt, – »weder die totale Abwesenheit noch die totale Gegenwart der Gottheit, sondern die Gegenwart eines Gottes, der sich verbirgt«. ²⁷ Man sieht, daß mit der Einführung einer menschlich unbesetzbaren Mitte, anders als bei Kierkegaard, kein Sprung in den Glauben vorliegt, sondern ein Schritt von einleuchtender Konsequenz – ein Schritt freilich, der die Entscheidung voraussetzt, auf vertrautem Gelände fremdes Terrain in Kauf zu nehmen. Durch diesen Entscheidungsschritt ändert sich aber auch die Einstellung zu den eigenen Existenzbedingungen: in Jesus Christus, so versichern viele *Pensées*, erkennen wir nicht nur Gott, sondern auch uns selbst, unsere Größe und unser Elend, er ist die Mitte und hält sich in der Mitte, die wir weder sind noch halten könnten.

Das Christentum ist für Pascal die einzige glaubwürdige Religion der Welt, weil sie der wirklichen Seinsweise des Menschen entspricht. Von dieser sozusagen letzten oder obersten Entsprechung könnte man nun, ge-

²⁷ *Pensées*, 341.

genläufig zum nachgezeichneten Weg Pascals, die Stufenleiter der wechselseitigen Entsprechungen zurücksteigen, über das Studium des Menschen zum Studium der Natur. Doch bleiben wir noch einen Augenblick beim Glauben. Pascal selbst hat ihm immer das »Herz« des Menschen zugeordnet, nicht den »Verstand«. Trotzdem (und um einem emotionalisierenden Mißverständnis vorzubeugen) ist man versucht, seine Spiritualität dem Lessing-Wort anzunähern »Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist«. ²⁸ Das Christentum ist wahr, weil es mit seinen gegensätzlichen, scheinbar widersprüchlichen und törichten Behauptungen – Pascal zitiert gern die paulinische »Torheit des Kreuzes« – einen scheinbar widersprüchlichen und törichten Glauben verlangt, der aber in Wahrheit die wirkliche Lage der Menschen berücksichtigt. Dieser Glaube akzeptiert die unverfälschte menschliche Realität mit ihren Doppeldeutigkeiten und Spannungen. Es ist der Glaube an den Inkarnierten und am Kreuz Ausgespannten, der alles umfaßt, einlöst und überbietet, wofür Pascal als Naturwissenschaftler, als einzelner Mensch' und als emphatischer Beobachter seiner Gattung gelebt hat.

²⁸ G. E. Lessing, Gesammelte Werke in 10 Bdn. Hg. P. Rilla, Berlin 1956, Bd. VII, 183; zit. n. K. Feiereis, Die Umprägung der natürlichen Theologie in Religionsphilosophie. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1965, 103.